

Sturm.

Horch! wie der Trommelschlag des Regengusses dem dumpfen Tag Erlösung bringt, wie gleich dem Raufsch eines Flusses sein tosend Leben durch die Dämmerung dringt! Der Sturm mit Riesenschlägen durchpeitscht den Blütenbaum, bis der aus tatenlosem Traum aufbraust in Born und herrlichem Bewegen.

Die weißen Blüten, die durch Finsternisse leuchten, gelöst im Wirbel stürmen durch die Luft, Schmetterlingen gleich, die Knaben scheuchten — der Regen tritt sie tausendfüßig in die Gruft. Doch um so straffer sitzen an den Stielen die grünen Früchte klammernd fest; in Sturmesqualen jubelt das Geäst: Wir tragen Frucht, ob tausend Blüten fielen.

Edwin Socerle.

Der Lazarettzug des Deutschen Museums.

Das Deutsche Museum für Meisterwerke der Naturwissenschaften und Technik in München hat es in großem Umfange verstanden, alle maßgebenden Kreise dieser Zweige zu einer großen gemeinsamen Arbeit zu vereinen, deren bedeutsame, volkserzieherische Seite wohl erst in späteren Zeiten in ihrem ganzen Umfange zum Bewußtsein kommen wird. Bei Kriegsausbruch ist die Leitung des Deutschen Museums bewußt über den Kreis seiner Friedensaufgaben hinausgegangen und hat zunächst alle irgendwie für die Seeresverwaltung brauchbaren Apparate und Maschinen zur Verfügung gestellt, sie hat ferner beschaffen, die Mittel für einen Lazarettzug beizuführen. Aber das Deutsche Museum hat sich nicht, so schreibt G. Raifchof in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, darauf beschränkt, Geld zu geben, es hat dahin gewirkt, daß der Lazarettzug des Museums für Meisterwerke der Naturwissenschaften und Technik selbst ein Meisterwerk der Technik wurde. Dieser Zug wird späterhin Zeugnis davon ablegen, was die deutsche Technik in dem jetzigen Kriege hier leisten konnte. Der Zug besteht aus 20 Wagen und kann 300 Verwundete befördern. Die Mannschaftswagen enthalten je 14 Betten, die aus Tragbahren bestehen, von denen immer je zwei übereinander in gefederte höfliche Gestelle eingelagert werden. Durch Herunterklappen der oberen Tragbahr wird ein bequemes Sofa gebildet. Beim Transport von sehr schwer Verwundeten wird die obere Tragbahr entfernt und durch Verwendung ihrer Matrassen doppelte Polsterung des unteren Bettes erreicht. Jedes Bett hat ein Tischchen, das sowohl als Tisch wie als Lesepult zu verwenden ist. Die Offizierskrankswagen enthalten 7 Bettstellen. Die Tragbahren bilden hier zugleich die Zugfedermatrassen der Betten, die tagsüber auch als Sofa benutzbar sind.

Der Zug hat ferner einen Operations- und Röntgenwagen, der nicht nur Operationstisch, Instrumente usw. enthält, sondern auch einen Sterilisationsraum hat. Hier ist besonderer Wert auf Keimfreiheit gelegt, alle Metalle, mit denen der Arzt oder Kranke in Berührung kommt, sind aus poliertem Nidel, alle übrigen weißemalziert. Neben diesem Raum ist die Apotheke untergebracht. Der Röntgenraum läßt sich völlig verdunkeln. Die Desinfektionsanlage steht nicht nur Dampfdesinfektion vor, sie ermöglicht auch — etwa für Leberzucker — die Formalinbehandlung, und in einer Anlage für Ungeziefervernichtung kann mit Kohlenäure und Wasserdampf gleichzeitig gearbeitet werden. In diesem Wagen befindet sich auch noch ein Drausebad, ferner ein Dampfessel, der den erforderlichen Dampf liefert. Von den übrigen Wagen des Zuges sind durch ihre technische Einrichtung noch der Beleuchtungswagen und der Küchenwagen besonders erwähnenswert. Neben dem im Wagen vorhandenen Porgasolanzug, die nur ausschließlich benutzt werden, dient eine Dynamomachine, die durch Benzinmotor betrieben wird, zur Erzeugung des elektrischen Stromes, der die im Zug befindlichen 330 Glühlampen speist. Jedes Krankenbett hat eine eigene Leselampe, in jedem Wagen befinden sich tragbare Untersuchungs Lampen. Im Küchenwagen befinden sich ein 8 Meter langer Herd, ein doppelter Spülisch, 3 Küchenschränke, ein Anrichtisch, auf der Plattform 2 Eisschränke. Die Kochgeschirre sind teils aus

Aluminium, teils aus Reinnidel hergestellt. In jedem Wagen befindet sich ein Fernsprecher, die Wagen werden durch Füllöfen geheizt, da bei einer Zuglänge von 400 Metern die Heizung von der Lokomotive aus undurchführbar ist. Die Wände der Wagen sind mit Wäldern und Landkarten geschmückt, für Andachten ist ein Annum vorhanden, im Leichtverwundetenwagen sorgt ein Gramophon für Unterhaltung, geistige Nahrung wird in einer gut ausgestatteten Bäckerei mitgeführt.

In der Beschreibung des Lazarettzuges weist das Deutsche Museum darauf hin, daß der ganze Zug, der mit so vieler Hingabe von allen, die daran arbeiten konnten, hergestellt worden ist, den Japsaken zeigen soll, mit welcher opferwilliger Liebe und Dankbarkeit wir die großen Verdienste unserer tapferen Krieger um das deutsche Vaterland zu würdigen wissen.

Das Bier in der jüngsten und ältesten Geschichte.

Gerade jetzt ist in mehrfacher Beziehung viel vom deutschen Nationalgetränk die Rede. Zunächst haben unsere tapferen Feldgrauen verschiedentlich ihrer Sehnsucht nach einem Glase guten deutschen Bieres Ausdruck gegeben, ja wir haben auch lesen können, wie Brauereien in Feindesland von der Seeresverwaltung in Dienst gestellt wurden, um die Soldaten doppelt zu erfreuen, durch guten Trunk und durch Brausebad. Wir haben von der Bierpreisoberhöhung gehört, die Regierung hat die Biererzeugung eingeschränkt. Viel umstritten wurde aber nicht nur der Bierpreis, sondern auch die Frage der Zweckmäßigkeit der Einschränkung der Brauereibetriebe. Während Prof. Eigbächer in seiner Arbeit „Die deutsche Volksernährung und der englische Ausdehnungsplan“, die man wohl als den Leitfaden der Volksernährung im Kriege ansehen darf, sagt, daß zu einer Einschränkung der Brauerei durch die Zeitlage kein Grund gegeben sei, steht der bekannte Münchener Hygieniker v. Gruber auf dem entgegengesetzten Standpunkt und sieht in der Verarbeitung von Gerste zu Bier eine kostlose Eiweißverwendung. Gewiß würde dadurch die Möglichkeit gegeben, mehr Gerstemehl oder Graupen zu erzeugen, ob aber das deutsche Volk, das bisher außer dem „Gerstenkaff“ andere Gerstenprodukte im Speisegut wenig kennt, sich so leicht hier anpassen würde, ist doch fraglich.

Doch das Bier schon seit uralten Zeiten als Steuerquelle ebenso beliebt war wie als Getränk, beweist eine kulturhistorische interessante Abhandlung von W. Simmerbach in der Wochenchrift für Brauerei. In welcher Zeit und von wem oder wenigstens von welchem Volke die Kunst des Bierbrauens erfunden ist, hat uns die geschichtliche Forschung nicht darzutun vermocht, und alles, was in dieser Beziehung in den verschiedensten Variationen bis jetzt vorgebracht worden ist, gehört der Fabel an, oder mindestens doch lediglich der Vermutung, da positive Quellen hierfür mangeln. Daß dagegen die Erzeugung von wenigstens bierähnlichen Getränken aus Getreide und insbesondere aus Gerste schon im grauen Altertum nicht nur bekannt, sondern auch weit verbreitet war, dies ist durch eine hinreichende Zahl von Zeugnissen einwandfrei außer Zweifel gestellt. Als ältester urkundlicher Nachweis wie ein ägyptischer Papyrus, der Papyrus Anastasi IV. bezeichnet, dessen Schluß unter anderem auch von der Bierfabrikation handelt. Ob aber hiernach die Verbreitung dieses Getränkes und die Kenntnis seiner Herstellung bei den übrigen Völkern des Altertums, wie mehrfach darzutun versucht wurde, wirklich von Ägypten ausgegangen ist, oder ob jene Kenntnis nicht etwa unabhängig hiervon auch bei anderen Völkern selbstständig sich gebildet hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Somit bezeugen uns die Pyramidentexte von Sakkara, daß die Ägypter schon seit den ältesten Zeiten ein Gerstenbier zu brauen und auch zu trinken verstanden. Die alten Urkunden lassen uns auch erkennen, daß dieses im Volke weitverbreitete Genussmittel von den Römern wie von den Römern einer Steuer unterworfen wurde. Diese erste historisch nachweisbare Biersteuer hieß Zythera. Auf Grund sehr zahlreicher von ihm vorgenommener Textuntersuchungen gibt Dr. Ulrich Wilken in seinem sehr lehrreichen Werke über griechische Diktala (Scherbeninschriften) der Annahme Raum, daß die Steuer, wie sich aus den alten Pyramidentexten auch beweisen lasse, jedenfalls nicht von dem Konsumenten, sondern von dem Produzenten erhoben wurde. Freilich ist dabei anzunehmen, daß die letzteren den größten Teil der Steuer auf den Konsumenten als den Steuerträger überwälzten, so daß wir also eine indirekte Verbrauchs-

steuer im modernen Sinne vor uns haben. Daß diese Biersteuer, Zythera, wirklich von den Bierbrauern erhoben wurde, folgert Wilken aus den altägyptischen Papyrusurkunden, die er namhaft macht. So erfahren wir durch ihn, daß die Biersteuer damals im 2. Jahrtausend v. Chr. verpachtet und in Kupfer „ohne Agio“ zu zahlen war.

Musik.

Romische Oper: „Der Opernball“ von Richard Heuberger. Heuberger — er starb vor etwa zwei Jahren — war ein wohlhabender Wiener Komponist und Musikschaffter. Ihm eignete vollkommen das Zeug zu feinerem Schaffen. Und gerade das romische Element ist es, worin er sich sehr glücklich erweist. Daß er als gebürtiger Steiermärker die Note echter Wiener Freiheit — eine Mischung aus warmblütiger Sinnlichkeit und Sentimentalität — anhängt, ist selbstverständlich. Wunders erscheint wohl abgebläht; im ganzen aber herrscht noch ein frischer Klang. Vom Libretto der Doppelfirma Leon-Waldberg — gleichfalls zwei wienerischen Autoren — läßt sich ähnliches weniger sagen. Bemerkenswert bleibt, wie einem so geschmackvollen Künstler dieser Text zuzugewandt wurde. Wäre nicht die wirklich romische, schmiegliche Musik — man möchte doppelt erstaunt sein, daß es gerade im düstern Ernst des Krieges noch ein Publikum für so etwas gibt.

Die Aufführung war, sowohl gefanglich als darstellerisch und dekorativ, von sauberer Klarheit. Bleibt auch nicht immer der höhere Stil einer romischen Oper gewahrt, so gelang es der Direktion doch, ein in seinen Solfgeräten leistungsfähiges Operetten-Ensemble zu präsentieren.

Notizen.

Theaterchronik. Im Deutschen Künstler-Theater, wo Eris Tiroler Bühne gastiert, ist am Dienstag, den 3. Mai, die Erstaufführung von Ludwig Gang-hofers Dorfkomödie „Der heilige Mat.“ Am Freitag geht als Novität Rudolf Sawels Volksstück „Der reiche Kehl“ zum ersten Male in Szene.

Musikchronik. Im Deutschen Opernhaus gastiert Slezak am Sonntag, d. 2., in der „Jüdin“ als Eleazar, am Donnerstag, d. 6., in der „Königin von Saba“ als Assab und am nächsten Sonntag als Manrico im „Troubadour“. — In Montis Operetten-Theater ist das Gastspiel von Louis Treumann („Heute tanzt Walzer“) abermals und zwar bis Ende Mai verlängert.

Vortrag. Der Angriff auf die Dardanellen wird von Generalmajor R. Bahn am Dienstag, den 4. Mai, abends 8 Uhr, im großen Auditorium der Urania, Taubentstraße, gemeinverständlich behandelt werden. Den sachmännischen Ausführungen wird Professor Dr. Donath als Einführung einige Experimente über die Geschöbshahnen der Flach- und Stellschiffgeschäfte vorangehen lassen.

Ein Denkmal des Frauenstimmrechts. Der dänischen Frauen ist bekanntlich durch die jüngste, kürzlich angenommene Wahlreform das politische Stimmrecht verliehen worden. Um die Erinnerung dieser Ergründung zu bewahren, ist im Kreise der dänischen Frauen der Plan zur Errichtung eines Denkmals angeregt worden. Dieses Denkmal soll seinen Platz auf dem bekannten Himmelsberge in Jütland finden und an dieser mauerischen Stelle das Gedächtnis an den Eintritt der Frauen unter die Wählerchaft des Landes auch künftigen Zeiten wachhalten. Ein weiterer Plan geht dahin, an recht vielen Stellen im dänischen Lande „Frauen-Wahlrechts-Eichen“ zu pflanzen.

Schwedens Bevölkerung. Nach den jetzt abgeschlossenen vorliegenden Ergebnissen der jüngsten schwedischen Volkszählung hat die Zahl der Bevölkerung des Landes am Ende des Jahres 1914 5 879 000 Menschen betragen. Die Volksvermehrung im Laufe des verfloffenen Jahres belief sich im ganzen auf 41 000 oder 0,7 Proz. Die Anzahl der Geburten belief sich auf 129 461 oder 2,2 pro Mille. Diese Zahl zeigt, daß der rasche Niedergang der Geburtenzahl, der die Entvölkerung der letzten Jahre gekennzeichnet hat, sich auch jetzt noch fortsetzt.

4) Dina.

Eine Erzählung aus Südwesafrika von Hans Grimm.

Die Rückkehr weckte den Wachtmeister auf. — Herrgott, in Hamburg ist schon alles anders. Er hätte gepfeiffen auf dem Wege durch die Stadt vor lauter Freude und erst recht an Bord, war ihm nicht fortwährend eingefallen: „Dein Vorhaben ist aber nicht erfüllt. Wie soll das werden?“

Inzwischen vergingen die ersten Tage der Reise, und auf Ded, das anfangs recht menschenleer ausgesehen hatte, erschienen jeden Morgen mehr Menschen. Die Seelandschaft war überstanden. Unter den letzten Gesichtern fiel dem Wachtmeister eine große blonde Person auf. Sie wanderte auch einpännig hin und her. Die Neue war eine von den gründlichen Mädchen, die heutzutage in Deutschland einen Mann nur schwer finden und vergrämt werden, weil sie sich von ganz geringen Mitkämpferinnen geschlagen sehen. Sie hatte aber keine alte Jungfer werden wollen zu Hause und hatte beschlossen, in die Kolonie zu reisen in Born und Hoffnung. Wie das manchmal geht, waren der Born und die Hoffnung nicht kräftig geblieben über die Seelandschaft hinaus. Noch vor Southampton erkannte sie, daß sie außerhalb der Heimat nie werde Wurzel fassen können, was sonst immer sich ereignen möge. So kam sie in dem Holzsteiner die Ferngewohnheit war, so groß war in ihr das Heimweh. Der Holzsteiner machte, daß er bei Tisch neben sie zu sitzen kam. Was ihr fehlte, kümmerte ihn nicht. Auch daß sie ihm etwa helfen könnte, nahm er nicht an. Daß sie aber seine Interessen haben müsse, das hielt er für natürlich. Deshalb sprach er zu ihr von der Peite und Einsamkeit der deutschen Kolonie und von den Holzsteinstationen und von den Diamanten, und wie sie sich ausshülsen bei großer Verpflegung, und von Dina und Jaf. Sie mit ihrer weinenden Seele wäre jedem Menschen dankbar gewesen, der sich um sie kümmerte. Aber dieser Mann, der mit seiner Wahrheitsliebe und Nüchternheit das letzte Restchen Romantik vorsichtig von ihrem zornigen Afrikastraum wuschabte, tat ihr nicht wohl. „Was schwärmt er das alles gerade mir vor?“ stöhnte sie am Abend, als sie in ihrer Koje lag und bohrte ihr Gesicht in die Kissen. „Ich will das ja alles gar nicht hören. Ich will nach Hause. Ich will nur nach Hause.“ In der Nacht wachte sie auf, und da waren ihre Nerven ruhiger vom Schlaf, und ihr Körper war warm geworden unter den Decken, und eine weiche laue Luft strich in die Kammer von Süden. Und sie mußte denken: „Er sieht nicht schlecht aus, der Wachtmeister. Er ist groß, er ist blond,

er will auch nett sein. Und er ist, — er ist doch der erste Mann, der sich richtig bemüht.“ Von Das Palmas an wurde an Bord gemuttert: „Die beiden Großen werden sich verloben, bevor der Dampfer in Swakopmund Anker wirft.“ Und sie verlobten sich auch. Der Wachtmeister, weil er eine richtige weiße Frau brauchte, und sie, ja, weil er sie begehrte. Im übrigen waren sie sich am Tage der Hochzeit wie am ersten Tag ihrer Bekanntschaft nur in der Schwere des Blutes und einer graden Bestimmung ähnlich, in ihren Wünschen und Freuden aber ganz verschieden.

Um die Zeit, als das Schiff mit dem Wachtmeister von den Inseln auf Dakar aufseuerte, wo die französischen Leuchturmwächter meistens schlafen, wenn sie ein Schiffstelegramm aufnehmen sollen, klopfte Dina des Abends an des Sergeanten Tür auf der Dreimasterkuchentation. Der Sergeant und der abkommandierte Gefreite sahen beim Abendbrot. Der Sergeant rief: „Was willst Du, Willem?“ „Es ist nicht Willem,“ sagte Dina und trat herein. „Ei, was willst denn Du?“ fragte der Sergeant. „Ich muß ein anderes Kleid haben.“ Der Sergeant und der Gefreite sahen das Mädchen an und sahen einander an, und dann lachten beide laut. „Aho nur gleich ein anderes Kleid.“ „Ich muß ein anderes Kleid haben, der Waas kommt.“ „Wer ist der Waas?“ fragte der Gefreite. Dina drehte dem Gefreiten den Kopf zu und streckte das Kinn vor und schloß die Lider und wandte das Gesicht mit den geschlossenen Augen dem Sergeanten zu und öffnete die Augen, aber bestielt das Kinn in der Luft. „Sergeant muß Jaf sagen: Jaf, Donnerwetter Kerl, man sitz, der Waas kommt!“ Der Gefreite schlug die Hände zusammen: „So was? Das Mädchen ist wohl übergeschnappt.“ Der Sergeant indes erwiderte nicht unfreundlich: „Ist das alles? Na, denn sieh zuerst, daß Deine eigene Arbeit gehörig in Trümmer kommt, Dina. Mit Jaf werd' ich mich mal unterhalten, und ein Kleid — hm — wollen mal sehen. Also abtreten!“ Dina sagte: „Zu Befehl, Sergeant,“ und schlüpfte wieder hinaus. Der Sergeant wandte sich zu dem Gefreiten: „Es ist gar nicht schlecht, wenn die alte Ordnung hier wieder riu kommt.“ Der Gefreite erstaunte sich: „Ordnung? Eigentlich, — er sah sich um, es ist doch recht ordentlich auf der Station.“ „Ja-a.“ sagte der Sergeant und lehnte sich zurück, daß der Stuhl kratzte, und streckte beide Arme in die Höhe. „Na, ich weiß nicht, es war noch besser.“ „Wer ist denn der Waas?“ fragte der Gefreite. „Spricht sie vom Leutnant? Kommt der Leutnant jetzt?“ „Nein eben, sie meint den Wachtmeister. Er und ich haben die Station hier aufgesetzt,“ entgegnete der Sergeant. Der Gefreite nickte: „Das weiß ich. Nur, woher weiß sie, daß der Wachtmeister hier fällig ist? Der Wacht-

meister, der noch in Soltstein herumpfuschert.“ „Ne, auf'm Dampfer wird er schon sein, wenn die Dina wirklich recht hat mit ihrem Urlaubskalender. Ich hab's selber nicht nachgerechnet.“ Der Sergeant griff nach einer Zeitung und schob dem Gefreiten den Teil zu, den er schon gelesen hatte, aber dem Gefreiten hatte sich noch nicht ausgefragt: „Urlaubskalender? Die?“ „Wir wollen mal lesen,“ sagte der Sergeant. „Sehen Sie sich die Kraker an in der Küche. Sie hat von mir oder weiß Gott von wem gehört, daß er 26 Wochen fortbleibt. Sie macht an jedem Sonntag einen Strich an die Wand, nun werden's wohl 24 sein.“ Als die beiden nach einer halben Stunde nochmals Blätter austauschten, meinte der Gefreite: „Merkwürdig ist das doch, daß die Braune so, so wild ist auf den Wachtmeister. Sie war wohl keine?“ Der Sergeant antwortete im Lesen: „Re, seine war se nich und wild auf ihn, dat is se of nich.“ Der Gefreite starrte den Lesenden an und nahm sein Zeitungsblatt nicht mehr auf. Beim Schlafengehen sagte er: „Ja versteh' das immer noch nicht.“ Der Sergeant stemmte erkaunt die Hände in die Seite: „Was ist denn mit Ihnen? Sind Sie etwa immer noch beim Wachtmeister?“ „Bei dem braunen Mensch,“ sagte der Gefreite. „Wenn der Wachtmeister nu mit 'ner Frau kommt?“ Da wurde der Sergeant böse und schalt: „Schmad, Schmad, Schmad. Erstens machen Sie sich mal nich mit Jören Sedanken hinter das Mädchen. Zweitens glauben Sie nich, daß Sie je 'n Gottentotten oder 'n Bushmann oder so irgend 'nen Halbaffen auskundschaften werden, und drittens hat der Wachtmeister nichts mit zu tun. Amen.“

In Lüderichbuch fand die Hochzeit der Schiffsverlobten statt. Der Holzsteiner tat ein paar Wochen Dienst in dem Hafenort, und die junge Frau war nicht glücklich und nicht unglücklich. Die Stadt und die Art der Menschen gefielen ihr gar nicht. Freude machte ihr, daß sie einen stattlichen Mann hatte und von ihm nach Hause schreiben konnte. Der Wachtmeister selbst verstand sich auf seine Frau nicht besser als vorher auf die Mädchen. Er atmete die Luft, die ihm wohl tat, und ritt mit verkniffenen Augen durch die Sonne und wartete auf den Befehl abzurücken in die völlige Freiheit einer Ankerstation. Hin und wieder klagte ihm die Frau vor: „Wie schrecklich ist dieser Ort. Ohne ein grünes Blatt und mit feinem Sande und seinem Staube und seinen Steinen und seinem Durcheinander. Man glaubt sich immer in einem Bauhose.“ Er fand die Klage recht natürlich und nickte dazu und klopfte ihr auf den Rücken und sprach halb väterlich und halb verärgert: „Es hat seine Schattenseiten ganz gewiß, aber das Gute kommt noch.“

(Fort. folgt.)

